

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Gerhard Roth
Landläufiger Tod

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Circus Saluti

1

Wenn der Zirkus kommt, fahre ich zur Abendvorstellung nach Wies. Natürlich versuche ich, in Begleitung meines Freundes zu sein, ohne den ein Gespräch nicht zustande käme, da ich stumm bin. Mein Freund ist so alt wie ich, studiert in Graz Jus und ist wegen der langen Semesterferien und der zahlreichen kirchlichen Feiertage häufig bei uns.

Wir trinken im kleinen und schäbigen Café an der Bundesstraße Bier, und mein Freund unterhält sich mit einem Zirkusarbeiter, der uns beim Abschied verspricht, vor dem Eingang auf uns zu warten.

Das Zelt ist hinter dem neuen Rüsthaus der Feuerwehr neben der Friedhofsmauer aufgestellt. Noch bevor ich es sehe, erblicke ich es in den Pfützen, denn ich bin mit gesenktem Kopf gegangen.

»Du kannst sicher sein«, sagt mein Freund, »wir werden uns amüsieren. Amüsiert uns nicht die Großartigkeit, dann amüsiert uns die Armseligkeit. So oder so ist es dasselbe.« Er erwartet nicht, dass ich ihm antworte. Nur wenn ich auf ihn zornig bin oder meine Meinung allzu sehr von seiner abweicht, stoße ich einen Laut aus oder schüttle heftig den Kopf und schreibe auf ein Stück Papier (das ich immer bei mir habe), was mich bewegt.

Die meisten Zuschauer kommen mit Traktoren, in deren Anhängern Frauen, Kinder, Verwandte und Nachbarn hocken, die kleinen Berge und Hügel herunter, fahren stumm durch die Ortschaft bis zum Zirkus und treten dort flüsternd oder raunend in das große Zelt oder gehen mit Verwunderungsrufen von einem zum anderen Käfig der Tierschau.

Wir müssen häufig an den Straßenrand treten, um den Fahrzeugen auszuweichen.

Entlang der Straße, die schwarz und von Reifenspuren durchfurcht ist, wuchert Unkraut. Über die Gräber im Friedhof schauen wir auf den gelben Kirchturm mit der runden Uhr und dem zwiebelförmigen Dach.

Nach der Vorstellung erzählt uns der Zirkusdirektor, dass er durch Begräbnisse, die gleichzeitig mit der Nachmittagsvorstellung stattfänden, des Öfteren gestört würde. Er ist ein kleiner, untersetzter Mann mit einer gebrochenen Nase, einem dunklen Schnurrbart, langen, nach hinten gekämmten Haaren und einem breiten Gesicht. Besonders das Glockenläuten vom Kirchturm und die Trauermärsche der Musikkapellen seien ärgerlich, manchmal aber auch die Grabrede eines Vereinsobmannes oder Pfarrers und das laute Gebet der Trauergäste. Er wiederum könne sich denken, fährt er fort, dass seine über Lautsprecher verstärkte, von Schallplatten kommende Zirkusmusik oder seine eigenen Ansagen über das Mikrophon und das darauf folgende Gelächter, aber auch der Applaus des Publikums bei einem Begräbnis beanstandet würden. Solche Zusammentreffen ließen sich jedoch nicht vermeiden. Er könne wegen eines Begräbnisses nicht die Nachmittagsvorstellung absagen, und die Angehörigen des Toten könnten wegen des Zirkus nicht die Beerdigung verschieben. Er sei ohnedies geschickt und nehme auf alle Zwischenfälle, soweit es ihm möglich sei, Rücksicht.

(Da ich dem Ablauf der Ereignisse vorgegriffen habe, möchte ich gleich auf die Eigenart, mit der der Zirkusdirektor seine Gedanken vorbrachte, eingehen.)

Der Schankraum im Wirtshaus ist dunkel, und wir sind mit den Tierwärtern die letzten Gäste. Stets blickt der Zirkusdirektor zuerst meinen Freund und dann mich an und richtet nach unserem Gesichtsausdruck seine Erzählweise ein; er wird eindringlicher, wenn unser Interesse nachlässt, gelingt es ihm trotzdem nicht, uns zu fesseln, wechselt er das Thema. Andererseits wiederholt er

Sätze oder lässt sich mit dem Fortführen der Geschichte Zeit, sobald er bemerkt, dass wir ihm aufmerksam folgen; er lehnt sich zurück, stellt eine Frage und wischt sich mit dem Handrücken über den Schnurrbart. Nie verliert er die Beherrschung, weder wird er von Erinnerungen gerührt, noch überkommen ihn Nachdenklichkeit oder Freude. Er lacht nur aus Lust, uns mit seinen Geschichten im Ungewissen zu lassen, während er das Ende längst kennt. Zumeist beginnt er mit einer Frage:

»Der Bauer, auf dessen Wiese ich mein Zelt aufstellen wollte«, fragt er, »ist vor meinem Eintreffen plötzlich gestorben. Was habe ich gemacht?«

Oder: »Meine Pythonschlange ist, weil die elektrische Wärmelampe ausfiel, verendet – raten Sie, was ich getan habe.«

Oder: »Die Gendarmen haben mir das Aufstellen von Zirkusplakaten ohne behördliche Genehmigung verboten, was war zu tun?«

Eine andere Frage: »Zwei Zirkusarbeiter sind plötzlich verschwunden, wie sollte ich rechtzeitig das Zelt aufstellen?«

Und: »Jemand aus dem Publikum will meine Zauberkunststücke stören, da er meine Tricks durchschaut hat, und meldet sich als Versuchsperson. Was hätten Sie an meiner Stelle gemacht?«

Schließlich: »Die Fliege, wie in der Sprache der Schausteller ein Zuschauer genannt wird, der einem Artisten nach vorheriger Abmachung bei einem Kunststück behilflich ist, meldet sich bei der betreffenden Nummer nicht – und jetzt?«

Für die Antworten meines Freundes (mir wäre ohnedies nichts eingefallen), die der Zirkusdirektor jedes Mal abwartet, indem er seitlich zu Boden blickt, hat er nur ein kurzes Kopfschütteln übrig, dann erklärt er rasch, was er unternommen hat, um meinem Freund nicht die Möglichkeit einer zweiten Antwort zu geben (denn er würde

es nicht ertragen, wenn jemand anderer auf dieselben Gedanken käme wie er). Übrigens machte er jedes Mal das Einfachste und Naheliegendste, während mein Freund stets an das Entfernteste und Komplizierteste dachte.

Der Frau des verstorbenen Bauern, auf dessen Anwesen er sein Zelt aufstellen wollte, habe er mit einem Kranz einen Besuch abgestattet, worauf sie ihm die Wiese für die gewünschte Zeit »um ein Spottgeld« vermietet habe.

Die erfrorene Pythonschlange wiederum habe er im Gebüsch hinter dem Zirkuszelt versteckt und in der nächsten Vorstellung bekanntgegeben, dass sie entflohen sei. Auch habe er die Zuschauer gebeten, ihm bei der Suche behilflich zu sein, was diese mit großem Eifer getan hätten. Nachdem das Reptil gefunden worden sei, habe er erklärt, es sei erfroren, weil es aus dem geheizten Käfig entwichen sei. Das habe ihm – wie er es nannte – »Propaganda« eingebracht. Auf die Frage eines »Provinzjournalisten« – hier gebe es eine Reihe merkwürdiger, aber von den Bewohnern häufig gelesener Zeitungen wie die »Weststeirische Rundschau«, das »Neue Land«, die »Sonntagspost«, den »Fortschrittlichen Landwirt«, die »Landwirtschaftlichen Mitteilungen« sowie Fachzeitschriften für Jäger, Fischer und Bienenzüchter (die auch mein Vater bezieht) und natürlich verschiedene Pfarrblätter, Kirchenzeitungen und Gemeindenachrichten, über die er nicht lächle, sondern die er zu benutzen trachte (die meisten, so behauptet er, ohne dabei ein Triumphgefühl verbergen zu können, seien stolz darauf, dass er sie verständige oder ihnen Eintrittskarten mit der Bitte um eine Ankündigung schicke) – auf die Frage eines »Provinzjournalisten« also, welchen Wert die Schlange gehabt habe (»Was glauben Sie, habe ich zur Antwort gegeben, als er mich gefragt hat, welchen Wert eine Pythonschlange besitzt?«) –, habe er erwidert: Für ihn sei das Tier mehr wert als ein »Mercedes«, dadurch hätte er die Phantasie des späteren Lesers angeregt, sich vorzustellen, welchen

tatsächlichen Wert eine Pythonschlange habe. Es sei allgemein bekannt, was ein »Mercedes« koste, also könne man sich leicht ausrechnen, welcher Preis für das Reptil bezahlt werden müsse. (Natürlich koste es nicht so viel wie ein »Mercedes«, er habe jedoch ohnedies nur behauptet, dass es für ihn denselben Wert darstellte.)

Den Gendarmen wiederum, die ihm das Plakätieren verbieten wollten, habe er eine größere Anzahl von Eintrittskarten geschenkt, worauf die Tafeln hätten stehenbleiben dürfen. Und was die verschwundenen Zirkusarbeiter betreffe, so nehme er auf der Fahrt zum nächsten Ort, in dem Vorstellungen geplant seien, stets Anhalter mit. Den Anhaltern gebe er Geld mit der Aufforderung, zum Friseur zu gehen, denn zumeist seien Autostopper, die von einem Zirkus mitgenommen werden wollten, verkommen und ungepflegt. Er kümmere sich jedoch nicht darum, ob die Betreffenden wirklich einen Friseur suchten. Dieses Verhalten leuchte ihnen gleichzeitig ein und verblüffe sie. Sie glaubten, Dankbarkeit zeigen zu müssen, und böten – als Nächstliegendes – an, ihm beim Aufstellen des Zeltcs behilflich zu sein. So komme ihn, den Zirkusdirektor, die Arbeit billiger, als wenn er Hilfskräfte bezahlen müsse. Auch fragte er absichtlich nie nach der Vergangenheit der Gelegenheitsarbeiter, denn Herumstreunende, die zum Zirkus wollten, seien zumeist Irre oder Vorbestrafte.

Den Zuschauer schließlich, der »auf meine Kosten«, wie er sich ausdrückte, beabsichtigte, seine Zauberkunststücke zu stören, und dem seine Tricks und versteckten Handgriffe durch mehrmaligen Besuch der Vorstellungen bekannt seien, beschimpfe er mit zwar flüsternder, aber scharfer Stimme; er scheue auch nicht davor zurück, ihm ins Ohr zu spucken, und gebe ihm sodann Befehle. Eine »Versuchsperson« sei – um ein Beispiel anzuführen – zu seiner Taschendiebnummer mit leeren Hosensäcken und ohne Uhr in die Manege gekommen, so dass es nichts zu

stehlen gegeben hätte. Dies habe er sofort erkannt, sie auf einem Stuhl Platz nehmen lassen und beschimpft. Im Scheinwerferlicht, wenn plötzlich das Publikum um sie sitze, gehorchten die Menschen aufgrund der neuen Situation automatisch. Auch die Übelsten hätten schließlich widerspruchslos seine Anweisungen befolgt. Da es nichts zu entwenden gegeben habe, habe er die »Versuchsperson« stattdessen hypnotisiert. Zumeist verwende er beim Hypnotisieren ein oder zwei Fliegen (also Besucher, mit denen er sich im Vorhinein abgesprochen habe). In Fällen, in denen er rasch handeln müsse, sei er jedoch gezwungen, auf Fliegen zu verzichten. Umso besser müsse dann die Ansage gelingen. Sie habe so gehalten zu sein, dass das Publikum schon in den Bann der kommenden Ereignisse gezogen werde. Sei sie geschickt vorgetragen, würde jeder Hypnotiseur, der nur einigermaßen Bescheid wüsste, Erfolg haben. Die »Versuchsperson« würde nämlich die Befehle, ohne zu zögern, ausführen, aus Angst, ansonsten wirklich hypnotisiert zu werden. Auch wenn ihm das eine oder andere Vorhaben misslinge, sei es nicht weiter schlimm, denn dies würde nur »Mundpropaganda« für den Zirkus zur Folge haben. (Die Leute merkten sich nämlich den Vorfall und erzählten ihn weiter, was das Wichtigste sei.) Bei dem Zuschauer, der mit leeren Hosensäcken auf die Bühne gekommen sei, sei ihm geistesgegenwärtig die Ansage, die er beim Hypnotisieren verwende, eingefallen, und schließlich sei es ihm auch gelungen, dem Burschen seinen Willen aufzuzwingen. (Wie die Ansage für das Hypnotisieren lautet, verschwieg uns der Zirkusdirektor.)

Und zuletzt erklärt er uns auch, was er unternehme, wenn eine Fliege sich nicht, wie abgesprochen, im Zuschauerraum befinde. Dann, so belehrt der Zirkusdirektor mit erhobenem Zeigefinger und hochgezogenen Brauen meinen Freund – mich beachtet er wegen meines Schweigens nicht, dessen Ursache ihm ja unbekannt

ist –, suche er sich im Publikum einen Menschen aus, der einen ungeschickten Eindruck erwecke. Mit der Unbeholfenheit jenes Menschen, über die er sich lustig mache, lenke er die Anwesenden ab, und im Falle, dass der tölpelhafte Mensch tatsächlich nicht in der Lage sei, auf die gewünschte Weise mitzuspielen, frage er die Zuschauer, ob sich nicht ein Gewandterer zur Verfügung stellen könne. Dieser (den er sorgfältig aus den sich anbietenden auswähle) sei dann stets bis zur Unterwürfigkeit bemüht, zum Gelingen des Kunststückes beizutragen, da er ja seine Geschicklichkeit unter Beweis stellen wolle.

So redete mit uns der Zirkusdirektor, indem er vom Hundertsten ins Tausendste kam; er aß (nur) Eis und trocknete sich den Schweiß ab. Meinen Freund sprach er des Öfteren mit »Sie als gebildeter Mensch ...« an. Die Bewohner jedoch bezeichnete er als »Gelbfüßler« und »Gscherte« (worüber mein Freund laut auflachte).*

* Wir heißen »Gelbfüßler«, da es bei uns eine Hühnergattung gibt, nach deren gelber Fußfarbe man uns nennt; als »Gscherte« bezeichnen uns aber nur Städter, ohne zu wissen, dass der Ausdruck von »Geschorener« kommt (die Bauern waren bis in das 19. Jahrhundert Leibeigene und durften als Zeichen dafür keine Haare auf dem Kopf tragen).